

No 336j in No 5a

GRENZLAND IN NOT

Eindrücke von einer Pressefahrt

von

Axel de Vries

Mit 8 Bildern





GRENZLAND IN NOT

Eindrücke von einer Pressefahrt

von

Axel de Vries

Mit 8 Bildern



Estländische Druckerei Aktien-Gesellschaft, Reval, 1931

MBP Słupsk Centrala

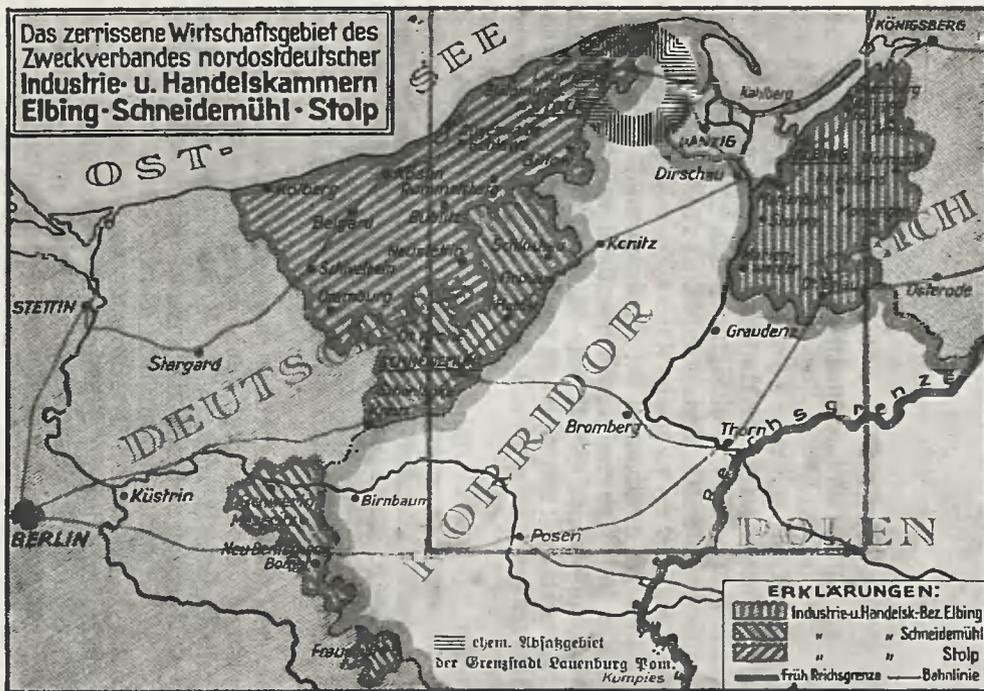


19971



19971

94 (4) (1-04) = 112,2



Der polnische Korridor.

The following are the



1911



I.

Eine Pressefahrt nach Pommern.

Der Versailler Vertrag hat für Europa ein Zwangssystem geschaffen, unter dem in immer stärkerem Maße die europäischen Völker und die europäische Wirtschaft zu leiden haben. Die Bestrebungen zur Revision der Nachkriegsverträge werden von Jahr zu Jahr stärker. Im besonderen tritt Italien immer deutlicher in dieser Frage hervor. Und es hat den Anschein, als ob infolge der italienischen Initiative die Aussichten für eine Revision der Friedensverträge, vor allem im Südosten Europas, wesentlich gewachsen sind.

Es ist dies auch kein Wunder. Denn je mehr die Völker sich vom Weltkriege erholen, je mehr die Wirtschaft wieder normalere Bahnen einschlägt, desto stärker müssen und werden die Ungerechtigkeiten und Sinnlosigkeiten der Nachkriegsverträge und der in diesen Nachkriegsverträgen festgelegten Grenzziehungen empfunden werden.

Soviel man übersehen kann, wächst das Verständnis für die Notwendigkeit der Revision der Nachkriegsverträge überall in der Welt, je mehr Menschen die Möglichkeit haben, sich tatsächlich mit den geschaffenen, oft unsinnigen Verhältnissen bekanntzumachen.

Aber es ist doch ein großer Unterschied, ob man diese Notwendigkeit der Revision der Nachkriegsverträge auf Grundlage von Darstellungen dritter Personen bewertet oder ob man selbst Gelegenheit hat mit eigenen Augen Verhältnisse zu sehen, die nicht anders als mit dem Wort „unerträglich“ bezeichnet werden können.

Es muß für jeden objektiven Beobachter von außerordentlich großem Interesse sein, sich durch eigenen Augenschein von den Folgen der Versailler Grenzföhrung zu überzeugen. Es kann dies natürlich nur in einem relativ

kleinen Rahmen und in Stichproben geschehen. Aber je mehr man ins Detail geht, gerade im kleinen, in einzelnen Bildern sogar, wird einem die ganze Unsinnigkeit der Nachkriegsverträge am besten klar.

Von diesen Erwägungen ausgehend, begrüßte Schreiber dieser Zeilen eine Einladung zu einer Reise nach Pommern, in die Nähe der neugezogenen deutsch-polnischen Grenze mit besonderer Freude, da sie die Möglichkeit gab, selbst das zu sehen, wovon man so viel gehört hatte.

Es kam hinzu, daß der Verkehrsverein in Lauenburg, einer kleinen Stadt in Hinterpommern, die ca. 10 Klm. von der polnischen Grenze liegt, seiner Einladung eine Form gegeben hatte, die die Fahrt nach Lauenburg nicht nur interessant, sondern auch angenehm zu gestalten versprach. Das Mißliche der gewöhnlichen Pressereisen besteht ja darin, daß man in eine Zwangsjacke von Veranstaltungen, von Besichtigungen und von Empfängen gesteckt wird, die einem kaum Zeit zur Besinnung gibt. Gewöhnlich sind solche Fahrten alles andere wie eine Erholung. Der Verkehrsverein Lauenburg hat diesen Fehler vermieden. In seiner Einladung, die einen Besuch von etwa einer Woche vorsah, waren den Gästen neben vielen interessanten Besichtigungen und Fahrten noch einige Tage zu eigener Verwendung freigestellt, eine sehr dankenswerte Maßregel, die zu manchem überaus aufschlußreichen Gespräch führte, das in die Hast eines gewöhnlichen Reiseprogramms kaum hineingepaßt hätte.

Wie aus den Einladungen des Verkehrsvereins Lauenburg hervorging, war die Aufforderung in erster Linie dazu ausersehen, um den Pressevertretern aus den an der Ostsee liegenden Staaten „das blaue Ländchen“ mit allen seinen landschaftlichen Schönheiten zu zeigen, und damit nach Möglichkeit zur Belebung des Reiseverkehrs beizutragen. Neben diesem Hauptzweck ergab es sich von selbst, daß bei der nahen Entfernung von der Grenze und bei der schweren wirtschaftlichen Lage des Städtchens Lauenburg und seiner Umgebung immer wieder die Sprache auf die Grenzverhältnisse kam, was Anlaß zu einer Reihe von überaus interessanten Fahrten durch das ganze Land und u. a. auch an die polnische Grenze gab.

Den Einladungen waren neben einer großen Anzahl Pressevertreter aus dem Deutschen Reich u. a. auch der Chefredakteur des „Päewaleht“ Herr Luiga, und der Chefredakteur der größten norwegischen Zeitung „Aftenposten“ in Oslo gefolgt.

Der norwegische Kollege war ein sehr weitgereister Herr, der u. a. lange Zeit Korrespondent verschiedener skandinavischer Blätter in London gewesen war und auch sonst fast alle europäischen Länder sehr gut kannte.

Die Aufnahme der Gäste in Lauenburg war eine überaus herzliche und freundliche, insbesondere hatte der neugewählte Bürgermeister von Lauenburg, der junge und energische Dr. Neubaer, alles getan, um den Gästen den Aufenthalt möglichst angenehm zu machen. Auch der liebenswürdige und kluge Landrat des Kreises Lauenburg, Dr. Kreßmann, ließ es sich nicht nehmen, persönlich bei den Fahrten über Land die Honneurs seines Kreises zu machen. Mit besonderer Dankbarkeit gedenkt Schreiber dieser Zeilen des Oberförsters des riesigen, mehrere Tausend Hektar umfassenden wunderschönen Lauenburger Staatsforstes, der in freundlichster Weise Schreiber dieser Zeilen an zwei Nachmittagen mit seinem Gespann von zwei Trakehnern durch seine Waldungen fuhr, um den Gast auf einen Rehbock zu Schuß zu bringen. Der Oberförster Gebbers, ein echter Forstmann voller Humor und voll tiefer Liebe und Anhänglichkeit an seinen Wald, verstand es ausgezeichnet, den Gästen bei einer allgemeinen Rundfahrt durch die Waldungen der richtige Führer zu sein.

Fast eine Woche weilten die Gäste in Lauenburg. Wir wurden von unseren Gastgebern in vielen Touren im Auto über Land gefahren, so daß wir einen großen Teil Ostpommerns kennen lernen konnten. An zwei Tagen wurde uns die neue Grenzziehung in praxi vorgeführt. Einen Tag verbrachte man in dem netten Ostsee-Badeort Leba, der über einen vorzüglichen Strand verfügt. Schließlich ging es in einer großen Autotour über die polnische Grenze, durch den Polnischen Korridor an der neuen polnischen Hafenstadt Gdingen vorüber, über Danzig und die Danziger Niederung nach Marienburg, wo eine eingehende Besichtigung der machtvollen Burg die Reise für den Schreiber dieser Zeilen abschloß, während die übrige Reisegesellschaft noch die sogenannte Dreiländerecke und u. a. auch den durch den polnischen Grenzzwischenfall bekannt gewordenen Ort Neuhöfen besichtigen konnte.

II.

Grenzlandbewusstsein — Grenzlandnot.

Wie froh wäre man gewesen, wenn man die herzliche Gastfreundschaft und das viele Schöne, das man sah, wirklich hätte mit frohem Herzen genießen können. Aber dazu kam man nicht so recht, weil die Eindrücke, die man vom ersten Tage an vermittelt erhielt, allzu schwer waren. Grenzlandnot! Was schließt dieses Wort doch an furchtbarem Inhalt in sich. Unglück ganzer Bevölkerungsgruppen, schwerste wirtschaftliche Depression, unendliches persönliches Leid — und kommende neue schwere politische Verwicklungen!

Auch wir in Estland haben uns nach dem Freiheitskriege völlig umstellen müssen. Die Aufrichtung der hermetischen Wand gegen den Osten hat einen völligen Strukturwandel in der Wirtschaft unseres Landes zuwege gebracht. Das Abreißen der Beziehungen zu Rußland hat aufs nachhaltigste in tausende von Schicksalen eingegriffen. Aber diese Abschnürung von Rußland ist ja mit Willen vorgenommen worden. Sie wird deshalb auch trotz allem Schweren, das sie mit sich gebracht hat, als eine Tatsache empfunden, die eben nicht zu umgehen ist. Die neue Grenze, die unser Land im Osten gegen Rußland abschließt, hat gewiß tausende wirtschaftlicher Fäden zerrissen, sie ist aber doch national-politisch gesehen im tiefsten Sinne gerechtfertigt, weil sie eine wirkliche Völker- und Kulturgrenze ist. Hier deckt sich neue Grenzführung mit volks- und kulturpolitischen Grundlagen.

Wie anders, wie unerträglich sind alle diese Dinge an der deutsch-polnischen Grenze. Dort ist durch den Polnischen Korridor mitten in ein wirtschaftlich, kulturell und völkisch gleiches Land in willkürlichster Weise eine Grenze mit Gewalt hineingetrieben worden, die Teile eines Ganzen auseinandergerissen hat, die völlig zu einander gehörten. Vollends unerträglich wird diese Grenzziehung,



Lauenburg in Pommern.

wenn man über die polnische Grenze fährt und gleich hinter der Grenze wieder ein Dorf beginnt, in dem Deutsche umhergehen, durch eine Stadt führt, wo fast nur Deutsche wohnen und sich selbst davon überzeugen kann, daß diese Grenze Landesteile auseinandergerissen hat, die von Menschen eines Schlages, einer Kultur und eines Volkes bewohnt sind. Und das war und bleibt der stärkste Eindruck: diese neue deutsch-polnische Grenze, dieser Keil Polens in deutsches Gebiet hinein widerspricht allen Vernunftgründen einer gesundenen Politik und Wirtschaft. Aber noch mehr, diese Grenzziehung muß für jedes völkische Empfinden unerträglich sein, weil sie Teile eines Volkes gegen ihren Willen unter fremde Herrschaft zwingt, eine politische und menschliche Sünde, die sich noch einmal aufs schärfste rächen muß.

Ist es ein Wunder, daß alle diese Tatsachen auf die Bewohner der jetzigen deutschen Grenzlande aufs stärkste eingewirkt haben? Es ist eine zu völlig falschen Schlüssen führende Annahme, wenn man glaubt, daß die Abweisung und Verurteilung der neuen Grenzziehung im Abnehmen begriffen ist. Das Gegenteil ist der Fall. Es ist dies auch nicht verwunderlich. Gewiß, am Anfang, nach der schweren Niederlage Deutschlands, als diese deutschen Lande, die mitten in Deutschland lagen und von denen kein Mensch annehmen konnte, daß sie einmal Grenzland werden sollten, sich plötzlich nun in die Lage eines Grenzlandes versetzt sahen, da dauerte es eine geraume Weile, bis die Selbstbesinnung erfolgte. Aber je stärker diese wurde, desto mehr trat an die Stelle einer instinktiven scharfen Opposition gegen die neue Grenze das Bewußtsein, daß diese Grenzziehung aus nationalen und wirtschaftlichen Gründen auf die Dauer nicht bestehen bleiben dürfe. Die Deutschen Grenzlande im Osten, möge dies nun Pommern, die Grenzmark oder Ostpreußen sein, bildeten nun einmal ein einheitliches wirtschaftliches Ganzes mit dem heutigen Polnischen Korridor und darüber hinaus mit dem ganzen deutschen Reich. Die Zerreißung des deutschen Gebiets in zwei Teile bedeutet für die Grenzlande die Schaffung völlig neuer wirtschaftlicher Verhältnisse, oder vielmehr Schädigungen wirtschaftlicher Natur von allergrößtem Ausmaß.

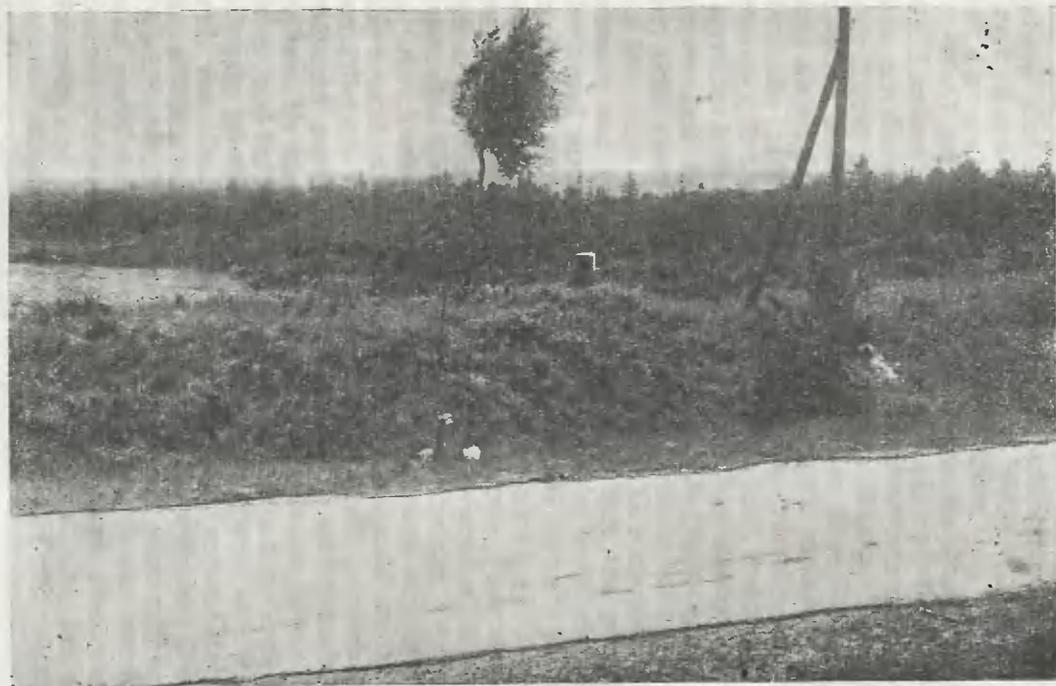
Um beim Beispiel Lauenburg zu bleiben, so bildet der Kreis Lauenburg einen Teil des Danziger Hinterlandes. Die ganze Wirtschaft Lauenburgs war auf den Import und Export über Danzig eingestellt. Nun gehört heute Danzig zum polnischen Zoll-

gebiet und die ganze Lauenburger Gegend ist wirtschaftlich von seinem natürlichen Ausfall- und Einfalltor abgeschnürt. Dies macht sich natürlich überall aufs schwerste bemerkbar.

Es dürfte nicht ohne Interesse sein, an einem konkreten Beispiel, gerade an der Stadt Lauenburg, zu zeigen, wie sich diese Tatsachen ausgewirkt haben. Lauenburg als die östlichste deutsche Stadt auf der deutschen Seite des Polnischen Korridors, hat den größten Teil ihres Arbeits-, Absatz- und Bezugsgebietes verloren. Infolgedessen mußte eine ganze Reihe von Streichholz-, Flachs-Maschinenfabriken u. a. m. stillgelegt werden. Diese Fabriken beschäftigten ca. 1200 Arbeiter bei einer Bevölkerung der Stadt Lauenburg von etwa 20.000 Menschen. Die Steuerrückstände der Stadt Lauenburg betragen zum 1. November 1929 fast 207.000 Reichsmark bei einem Steuersoll von 464.000 Reichsmark. Die Zahl der Arbeitslosen, wiederum sei auf die Bevölkerungsziffer von 20.000 hingewiesen, beträgt 1700, davon sind 350 ausgesteuerte Arbeitslose, die bereits jahrelang ohne Arbeit sind. Dabei hat der Zuzug nach Lauenburg durch die politischen Verhältnisse (Vertreibung der Deutschen aus dem Korridorgebiet) sehr stark zugenommen. Es wanderten 3500 Menschen seit 1919 zu, wodurch in Lauenburg eine unerträgliche Wohnungsnot entstanden ist. Diese drückenden wirtschaftlichen Verhältnisse wirken sich naturgemäß sehr schlimm in volkspolitischer Hinsicht aus. Es erfolgte eine rapide Geburtenabnahme von 519 (1921 bei 17.482 Einwohnern) auf 320 (1928 bei 19.584 Einwohnern).

Diese wenigen Zahlen zeigen, was für eine einzelne Stadt aus den jetzigen deutschen Grenzlanden die neue Grenzziehung und der Polnische Korridor bedeuten. Überträgt man nun dieses Einzelschicksal einer Stadt auf das ganze Gebiet, so wird man unschwer erkennen können, unter welchem furchtbarem wirtschaftlichem Druck die deutschen Grenzlande stehen, deren organischer Wirtschaftsaufbau willkürlich durch eine politische Grenzziehung zerrissen wurde, die von Jahr zu Jahr immer schärfere Konflikte hervorrufen muß.

Wie schon zuerst hervorgehoben, ist die Bevölkerung in diesem neuen deutschen Grenzlande völlig unvorbereitet vor das *fait accompli* der neuen Grenzziehung und des neuen Grenzlandschicksals gestellt worden. Je mehr das Bewußtsein der neuen *Grenzlandaufgaben* in der Bevölkerung wächst — und das Bewußtsein dieser neuen Aufgaben wird von immer weiteren Kreisen empfunden —



↳ Versumpfende Landschaft infolge Zerschneidung des Entwässerungssystems durch die Grenze.

... ..



... ..

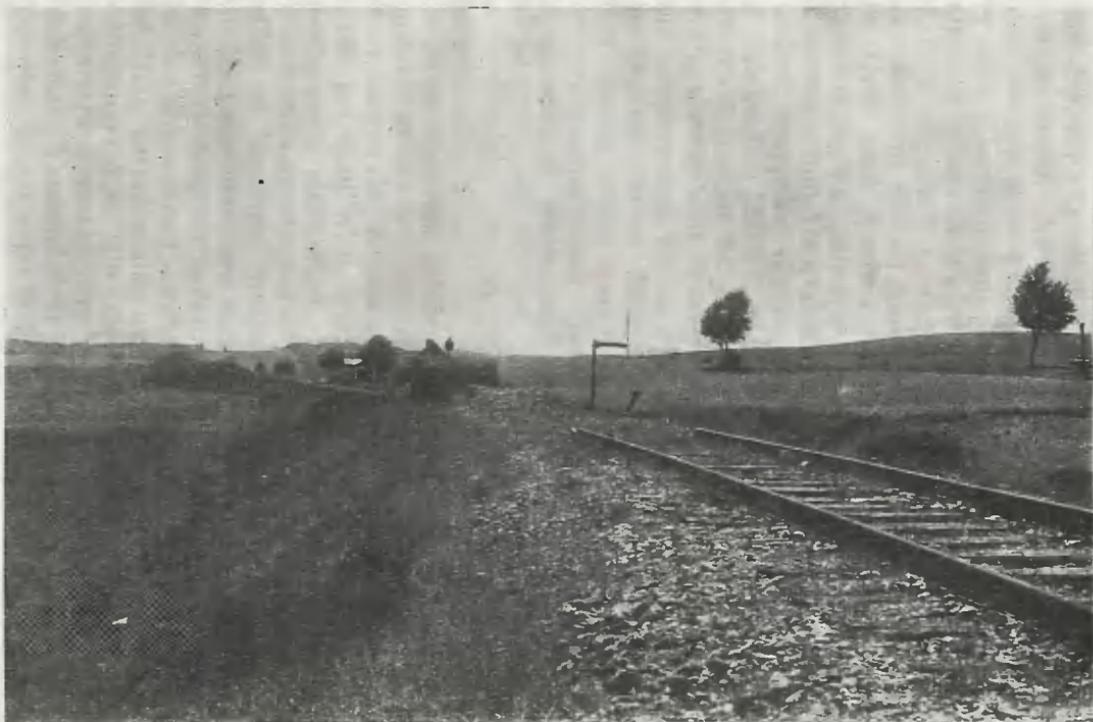
desto stärker und einheitlicher wird der Abwehrwille gegen die Folgen der neuen Grenzführung. Der Wille zur Selbsthilfe wird immer größer, wie auch die Erkenntnis, daß die Nöte der einzelnen deutschen Grenzstädte und des einzelnen deutschen Grenzlandes nicht etwas Zufälliges und Einmaliges sind, sondern eine Teilerscheinung des großen Problems, das heute mit den Worten „deutsche Ostgrenze“ bezeichnet werden kann.

Wohl ist die Grenze ein Trennungsstrich zwischen zwei Ländern, die eigentlich eins sind, und die Polen tun alles, um diese Grenze möglichst hermetisch zu gestalten. Aber hüben und drüben regen sich Kräfte, die deutlich erkennen lassen, daß von beiden Seiten diese Grenzziehung nicht als endgültig angesehen wird. Man braucht nur etwa die polnischen Zeitungen zu verfolgen, um zu erkennen, daß weite polnische Kreise noch mehr deutsches Land annektieren wollen. Die polnischen Aspirationen auf Ostpreußen, auf Danzig und auf Teile Pommerns sind in der polnischen Presse eindeutig genug ausgesprochen worden. Man hat dies in deutschen Grenzlanden richtig erkannt und versucht nun vieles zu tun, um gerade das Grenzland wirtschaftlich und kulturell so stark wie möglich zu machen, um es zu einem wirklichen Grenzwall gegen neue polnische Ausdehnungsgelüste zu gestalten. In vieler Beziehung waren Pommern, und besonders Hinterpommern, in ihrer wirtschaftlichen und kulturellen Entwicklung hinter dem übrigen Deutschland zurück. Auch bei unserer Fahrt konnten wir uns davon überzeugen, daß in manchen Gegenden, z. B. im landwirtschaftlichen Wohnungsbau Verhältnisse herrschen, die vielleicht sogar in einigem unseren Verhältnissen nachstehen. Es wird nun von deutscher Seite aus in wirtschaftlicher und kulturpolitischer Beziehung in den Grenzlanden mächtig gearbeitet. Und diese Arbeit wird von Preußen und von Deutschland aus durchaus unterstützt. Das Bewußtsein der Gefährdung, das wirkliche Grenzlandbewußtsein hat, wie überall, dazu geführt, daß man zur Tat schreitet, um die neue Grenze wenigstens national-politisch zu sichern. In diesem Übergang von Schmerz und Entrüstung zur Tat ist eine der erfreulichsten Erscheinungen der inneren Entwicklung der deutschen Grenzlande zu erblicken.

III.

Brennende Grenze.

Am Montag, den 22. Juni um 10 Uhr morgens versammelte sich eine kleine Reisegruppe auf dem Marktplatz von Lauenburg. Bald hat man sich auf die bereitgestellten Autos verteilt und die Fahrt geht los. Aufmerksam späht man nach rechts und links, um ein Bild von der Landschaft und, so weit es möglich ist, von Land und Leuten zu gewinnen. Auf gutgepflegten, für unsere Verhältnisse ganz ausgezeichneten Wegen geht es vorwärts, zuerst durch schönen Wald, dann durch Felder, an einigen Gütern, an riesigen Roggen- und Kartoffelschlägen vorüber. Dann mit einmal biegen wir von einer größeren Chaussee rechts ab, auf einem Wege, der einstmals auch eine schöne breite Chaussee war, die aber merkwürdigerweise jetzt mit Gras bewachsen ist. Noch einige hundert Schritt fahren unsere Autos, dann stoppt der Zug, man steigt aus, die polnische Grenze ist da. Sie führt mitten über eine Brücke, über einen kleinen Fluß und zerschneidet eine der verkehrswichtigsten Chausseen des ganzen Landes; jetzt wächst Gras dort, wo noch vor zehn Jahren lebhafter Wirtschaftsverkehr stattfand. Es will einem nicht in den Kopf, daß nun mit einmal, wo auf der anderen Seite des Flusses dieselben deutschen Menschen wohnen, dieselben Häuser stehen, dieselben Bäume rauschen, das Korn auf demselben Boden wächst, nun mit einmal ein anderer Staat sein soll, daß eine Fremdherrschaft über deutsche Menschen aufgerichtet wurde, die nun, ob man will oder nicht, getragen werden muß. Wie sinnlos die Grenze gerade hier an der Nordostecke Deutschlands ist, kann man aus einem Kuriosum ersehen. Da die Grenze in der Mitte eines Fließchens gezogen ist, so muß der arme Müller, dessen Damm natürlicherweise die ganze Breite des Flusses einnimmt, jedesmal, wenn er seinen Mühlendamm bedienen will, um ein polnisches Visum nachsuchen. An diesem



Zerrei3ung eines Bahnstranges durch die Grenze.

kleinen Beispiel ist der ganze Unsinn der neuen Grenzföhrung gezeigt.

Doch bald sind wir wieder in die Autos eingestiegen und fahren weiter. Nach mehreren Stunden Fahrt, während der wir die schöne Natur des Landes — hügeliges Gelände, prachvolle Wälder, weite Ausblicke auf liebliche Täler — genießen können, kommen wir auf einen Weg, der eine Eisenbahnlinie quer überschneidet. Eine Eisenbahnlinie pflegt ja nicht aus Luxus angelegt zu werden, sondern sie dient ja dem Verkehr und der Wirtschaft. Hier aber mit einmal sehen wir, daß der Eisenbahnstrang mit Gras und Blumen bewachsen ist und einen toten Eindruck macht. Wir werden gebeten auf das Bahngeleise zu kommen und vorwärtszugehen. Plötzlich, nach einigen hundert Schritten, bleiben wir erstaunt stehen. Vor uns ist tatsächlich die Welt vernagelt, d. h. mitten auf den Schienen ist ein primitiver Holzzaun aus einigen Brettern aufgebaut, hinter dem mit einmal die Eisenbahnlinie abgebrochen ist — Schluß mit der deutschen Welt, dort beginnt Polen. Man will fast seinen eigenen Augen nicht trauen, wenn man die sinnlose Zerstörung notwendiger wirtschaftlicher Verbindungen sieht. Viele der Gäste machen photographische Aufnahmen, um dieses Dokument menschlicher Unklugheit und Böswilligkeit zu verewigen. So sieht die neue deutsch-polnische Grenze aus!

Aber noch ein drittes Bild. Bei einer Fahrt durch einen hübschen Ort, der an einem großen, mehrere Kilometer langen See liegt und vom See nur durch eine Landstraße getrennt wird, wird uns erklärt, daß die polnische Grenze ausgerechnet an der Seite des Sees verläuft, an welcher auch der deutsche Ort lag. Um nicht auf polnisches Gebiet zu kommen, mußten nun die deutschen Besitzer ihre Häuser abbrechen und mehrere hundert Schritt landeinwärts wieder aufbauen. Aber das ist noch nicht alles. Die deutschen Dorfbewohner tränkten ihr Vieh im See. Die Polen verboten das und gestatteten es nur unter der Bedingung, daß die deutschen Besitzer nach einem bestimmten Zeitraum ihr Vieh zur Besichtigung zu einem polnischen Veterinärarzt treiben sollten, der über 10 Kilometer von diesem Dorf entfernt war. Das nennt sich neue deutsch-polnische Grenze.

Ist es bei allen diesen Tatsachen ein Wunder, daß der Groll und die Empörung über die neue Grenzziehung immer stärker wird, daß alles andere wie eine Gewöhnung der Bevölkerung an diesen Unsinn stattfindet? An einem

der letzten Tage werden wir auf einer schönen Chaussee durch eine weite Niederung gefahren, die durch eine kunstvolle Entwässerung kulturfähig gemacht worden ist. Mit einmal muß unser Auto stoppen, die Grenze ist wieder da. Mitten durch dieses völlig einheitliche Gebiet, mitten durch die kunstvolle Entwässerungsanlage ist die neue Grenze gezogen. Folge — Versumpfung des Landes, Vernichtung jeder Kulturarbeit.

Wie sieht es nun hinter der polnischen Grenze aus? Das erste, was man merkt, ist die schwere Bewaffnung der polnischen Grenzpolizei und die scharfe militärische Bewachung längs der ganzen polnischen Grenze. Bekanntlich ist ja die ganze polnische Grenzwa che militarisiert, und überall in der Nähe der Grenze sieht man einzelne polnische Soldaten und Abteilungen polnischen Militärs. Ein Zeichen dafür, daß trotz der Entwaffnung Deutschlands das Gefühl für die Unsicherheit und Unhaltbarkeit der Grenze in Polen doch recht stark sein muß. Das zweite, was einem sofort auffällt, ist, daß die Wege hunds miserabel werden. Die Geschwindigkeit unserer Wagen muß sofort gestoppt werden, man ist froh, wenn man 50 Kilometer fahren kann, ohne durch die vielen Schlaglöcher in der Chaussee allzu sehr gerüttelt zu werden. Und nun die Landschaft. Rechts und links am Wege Ödland, liegengebliebene Felder, große Kahlschläge, auf denen keinerlei Anzeichen von Aufforstungen zu bemerken sind. Wir fahren durch ein parzelliertes Gut. Auch in Deutschland hatten wir viele Siedlungen gesehen, über die noch zu berichten sein wird. Schmucke Häuser in einem ansprechenden Einheitsstil, mit einer Steinscheune neben sich. Die polnischen Siedlungshäuser, ohne Übertreibung etwa um die Hälfte kleiner, mit einer winzigen Scheune im Hintergrunde. Wohl aus Stein gebaut, aber was Rauminhalt betrifft, auch mit unseren Ansiedlergebäuden überhaupt nicht zu vergleichen. Dabei alle unbewohnt, wenigstens auf dem Gute, das wir sehen, und der größte Teil der Felder unbestellt. Man glaubt zuerst, daß dies eine Ausnahme sei. Aber auf der fast 50 Kilometer langen Fahrt durch den Polnischen Korridor kehrten diese Bilder immer wieder. Es ist schon so, daß die wenigen Jahre polnischer Herrschaft im Korridorgebiet genügt haben, um einen wirtschaftlichen Rückgang herbeizuführen und dieses von Natur aus arme Land wirtschaftlich zurückgehen zu lassen.



Mühle, deren Damm durch die Grenze teils zu deutschem, teils zu polnischem Gebiet geschlagen wurde.

IV.

Deutsche Aufbauarbeit.

Auf den vielen Autofahrten konnten wir ein gutes Stück des Pommernlandes kennen lernen. Und selbst bei dem flüchtigen Besuch ergab sich auch ein Überblick über die Landwirtschaft Pommerns, die ja für die gesamte Wirtschaft des Landes bestimmend ist. Denn was an Industrie in Pommern vorhanden ist, ist aufs engste mit der Landwirtschaft verbunden.

Gleich am ersten Tage, wo wir über Land fuhren, fielen uns die großen Flächen der Roggen- und Kartoffelfelder auf. Der verhältnismäßig leichte Boden, oft Sandboden, läßt es verständlich erscheinen, daß diese beiden Fruchtarten bei weitem den größten Anteil an der Anbaufläche einnehmen. Wenn man die riesigen Roggenfelder gesehen hat, dann wird man sich auch klar darüber, von wo der deutsche Roggen kommt, der auch unsere Preise hier drückt. Baut doch der pommernsche Landwirt Roggen auf einem Drittel seiner Felder an. Dem Roggen folgt die Kartoffel mit ihrem zweitgrößten Anteil an der Ackerfläche.

Auch in Pommern hatte die Dürre schon damals schweren Schaden verursacht. Man sah viele Roggenfelder, die schon eine verdächtig weiße Farbe, das Zeichen der Notreife, aufwiesen. Auch die Kartoffeln waren im Wachstum sehr zurück; ihr Kraut schien fast kleiner zu sein, als das unserer Kartoffelfelder.

Wenn man von den Steuern und überhaupt der Belastung der Landwirtschaft in Deutschland hört und dann zugleich ein Bild von den doch recht schwierigen Produktionsverhältnissen in Nordostdeutschland erhält, dann wird es einem verständlich, warum besonders die ostdeutsche Landwirtschaft eben mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen hat. Wenn man über Land fuhr und sich nach diesem und jenem Gut erkundigte, da wurde

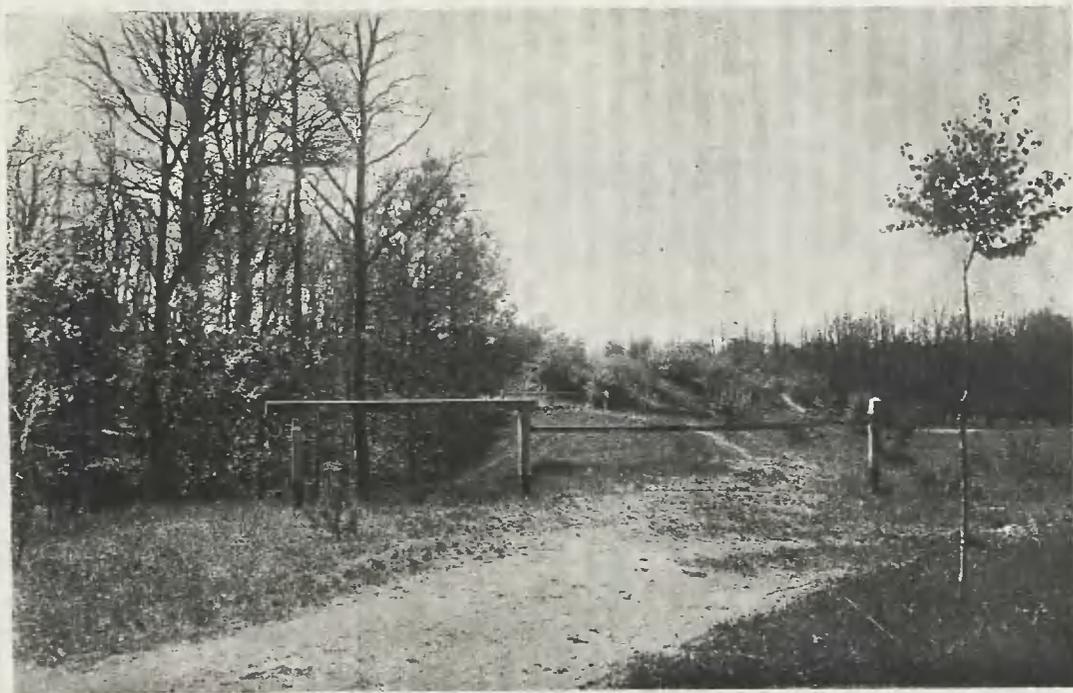
einem immer wieder gesagt, ja dieses Gut sei schon verkauft, dieses hielte sich noch gerade, und nur von wenigen wurde gesagt, daß sie wirtschaftlich wirklich stabil sind. Die Landwirtschaft in Ostdeutschland hat ja nicht nur unter einem gewaltigen Preissturz zu leiden, sondern auch direkt unter einem Mangel an Absatz, der für den einzelnen Besitzer oft verhängnisvoll werden kann. So wurde uns gesagt, daß auf verschiedenen Gütern weit über die Hälfte der vorigjährigen Kartoffelernte noch unverkauft in Mieten läge.

Unter diesen Umständen ist es kein Wunder, daß für Siedlungszwecke genügend Land zur Verfügung steht und daß der Staat Land zu Siedlungszwecken nicht zu enteignen braucht.

Die Siedlung wird von verschiedenen Gesellschaften durchgeführt. Die meisten Siedlungen gehen von einer halbstaatlichen Gesellschaft aus, die durch staatliche Kredite gestützt wird.

Die Parzellierung des einzelnen Objekts wird mit sehr viel Überlegung und Anpassung an die vorhandenen natürlichen Verhältnisse vorgenommen. Dorf- und Einzelhof-siedlungen wechseln sich ab. Nach Möglichkeit wird jedem Siedler ein zusammenhängendes Stück Land zugeteilt. Der Wald wird gewöhnlich dem Fiskus verkauft oder, wenn er zu klein ist, um staatlich rentabel bewirtschaftet zu werden, an die Gemeinde. Die Siedlung selbst geht von ganz anderen Voraussetzungen aus, wie die Siedlung während unserer Agrarrevolution. Dem Siedler wird ein fertig bebautes Grundstück übergeben. Da der Siedler auch das Land kauft und die Baupreise in Deutschland recht große sind, so ist der Preis einer solchen Siedlungsstelle auch recht hoch. Eine Siedlerstelle von etwa 20 Hektar kostet ungefähr 20.000 Reichsmark. Viel Eigenkapital braucht der Siedler nicht zu besitzen, immerhin wird im Durchschnitt ein Drittel bis ein Fünftel der Gesamtsumme als Anzahlung verlangt. Die ganze Siedlung kann sich ja nur dadurch halten, daß der Siedler relativ sehr geringe Zinsen zahlt. Doch beträgt die jährliche Belastung einer Siedlungsstelle in der genannten Größe in der Form von Abzahlung und Zinsendienst etwa 1000 Reichsmark.

Über die Erfolge der Siedlung hört man außerordentlich verschiedene Urteile. Als Material für die Siedlung werden in erster Linie selbständige Landwirte herangezogen, wobei man nach Möglichkeit versucht, Söhnen von Hofbesitzern die Siedlerstellen zu übergeben. Landarbeiter



Grasüberwachsene Chaussee und Brücke infolge Stilllegung des Verkehrs durch die Grenze.

kommen erst in zweiter Linie in Betracht, da sie in der Regel über wenig Kapital verfügen und daher sich meistens nur kleinere Ansiedlerstellen kaufen können, die es notwendig machen, daß der Inhaber auch außerhalb der Siedlerstelle arbeitet.

Die Siedlung, besonders im östlichen Teil von Pommern, ist schon sehr weit fortgeschritten und die Siedlungsgesellschaften kaufen eben noch Güter auf. Die Siedlung an der Grenze wird in erster Linie von national-politischen Gesichtspunkten aus betrieben, um die U n t e r w a n d e r u n g der Grenzgebiete durch polnische Saisonarbeiter, die auf den großen Gütern Arbeit finden, zu verhindern. Zugleich soll ein national bewußter und wirtschaftlich fundierter Bauernwall an der polnischen Grenze geschaffen werden.

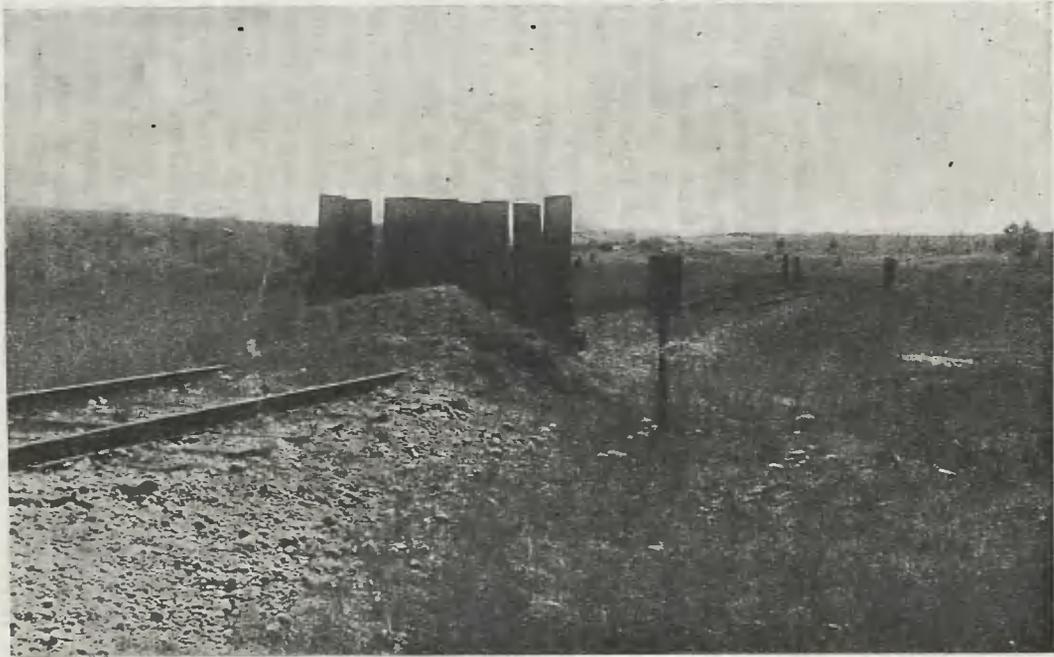
Interessant ist der Versuch einer Militärsiedlung im Kreise Lauenburg. Bekanntlich besteht das deutsche Reichsheer aus Söldnern, die sich auf 12 Jahre Dienst verpflichten müssen. Der deutsche Staat hat nun von vornherein dafür gesorgt, daß er während der 12 Jahre Dienstzeit seinen Soldaten eine Vorbereitung für das spätere Wirtschaftsleben mitgibt. Gewöhnlich werden da junge Leute von 18—21 Jahren angeworben, die noch keine Spezialbildung haben. Nun ist vom Militärfiskus ein Gut gekauft worden, auf dem der Versuch gemacht wird, diejenigen Soldaten, die später Landwirte werden wollen, landwirtschaftlich auszubilden und sie nach Möglichkeit in derselben Gegend, die sie kennen gelernt haben, als Siedler anzusetzen. Wie das Experiment ausfallen wird, ist noch ungewiß, da es sich noch im Anfangsstadium befindet. Immerhin ist dieser moderne Versuch der Wiederholung der alten römischen Militärsiedlungen von einem gewissen Interesse, wenn er auch infolge der geringen Größe des deutschen Heeres ja natürlich nicht von einer größeren Bedeutung werden kann.

Wie schon hervorgehoben, wird neben dieser Siedlungstätigkeit mit allen Kräften danach gestrebt, den K u l t u r z u s t a n d der Bevölkerung zu heben. Überall sehen wir neue S c h u l e n, die von Staat und Kommune errichtet werden. Es waren moderne Bauten, helle luftige Gebäude, die allen Anforderungen moderner Hygiene und Pädagogik entsprachen. Die Schulräume selbst waren sauber, hell und praktisch eingerichtet. Die Lehrerwohnungen geräumig und für unsere Verhältnisse natürlich viel zu groß. Eine landsche Lehrerwohnung besteht dort im Durchschnitt aus 4 Zimmern. Oft waren die Mansar-

denräume der Schulgebäude noch zu Jugendherbergen ausgebaut, die als Stützpunkte für das Wandern der Jugend, das ja in Deutschland immer mehr Anklang findet, dienen sollten. Auf der einen Seite der Mansarde war ein großer Raum für Knaben, auf der anderen Seite ein ebenso großer Raum für Mädchen in einfacher und doch praktischer Weise eingerichtet worden, mit Waschraum usw. Meist haben auch die Kinder, da das Wandern ja im Sommer vor sich geht, auch die Möglichkeit im Schulhause abkochen zu können.

Neben diesen neugebauten Schulhäusern werden Turngebäude aufgeführt, die gewöhnlich mit einer Bibliothek und Lesehalle verbunden sind. Auch große Sportplätze werden angelegt, die sich eines regen Zuspruchs erfreuen. Neben diesen Neubauten, die der Kulturpflege der Bevölkerung gewidmet sind, wird besonders viel für die Entwicklung der Kommunikationsmöglichkeiten getan. Das ganze Wegenetz muß von neuem ausgebaut werden, da durch die unsinnige Grenzföhrung ja viele Chausseen an der Grenze enden und durch die Grenze viele Verbindungen zwischen den einzelnen Ortschaften zerstört worden sind.

Alles in allem hat man den Eindruck, daß im Grenzgebiet mit viel Überlegung, Tatkraft und Aufwendung großer materieller Mittel daran gearbeitet wird, um auf wirtschaftlichem und kulturellem Gebiet einen festen deutschen Grenzwall gegen die polnischen Aspirationen zu schaffen.



Vernagelte Eisenbahn. Die Bretter bezeichnen die neue Grenze.

V.

Ausklang.

Nur zu bald gingen die schönen Tage des Besuchs zu Ende. Nachdem man einen großen Teil von Ostpommern kennengelernt hatte, mußte man an die Rückfahrt denken. Sie führte uns durch den Polnischen Korridor, über Danzig und die Danziger Niederungen bis nach Marienburg. Am interessantesten war die Fahrt durch den Polnischen Korridor in ihrem zweiten Teil, der uns über Gdingen führte. Bekanntlich wurde ja Danzig, laut Versailler Vertrag, Polen zugesprochen, um Polen einen Hafen für seinen Export zu geben. Nun ist ja Danzig durch und durch eine deutsche Stadt, ein Umstand, der den Polen immer ein Dorn im Auge gewesen ist. Anfänglich hat Polen versucht, sich Danzig national-politisch durch abwechselnden Druck und Schmeichelei gefügig zu machen. Seit etwa 3 Jahren hat nun Polen zu einer anderen Taktik gegriffen. Es hat begonnen, den Hafen in Gdingen mit wirklich amerikanischer Schnelligkeit auszubauen. Gdingen entstand aus dem Nichts, ein neuer großer Kriegs- und Handelshafen, trotzdem der Danziger Hafen völlig imstande ist die ganze polnische Aus- und Einfuhr, die über die Ostsee geht, leicht über den ausgezeichneten Danziger Hafen zu leiten. Die Gründe zum Ausbau des Gdinger Hafens sind daher keine wirtschaftlichen, sondern politische. Und diese Gründe dürften wohl vor allem darin zu sehen sein, daß man 1) Danzig durch die Konkurrenz von Gdingen zwingen will, klein beizugeben und 2) durch die Schaffung eines großen national-polnischen Hafens der europäischen Öffentlichkeit die Tatsache vermitteln will, daß der Polnische Korridor als Endpunkt tatsächlich einen national-polnischen Hafen hat, ohne den das Polnische Reich nicht existieren kann. In Gdingen entsteht ein Haus nach dem anderen auf dem gelben Sande der Ostseeküste. Neben einem fertigen Bahn-

hof sieht man riesige halbfertige Gebäude, u. a. einen großen Komplex von kasernenartigen Wohnhäusern, wo die neugeschaffene Seekadettenschule des polnischen Staates untergebracht werden soll. Polen, das den Hafen von Gdingen durch eine neue Eisenbahn mit dem polnischen Eisenbahnnetz verbunden hat, hat für den Ausbau von Gdingen sehr große Summen ausgegeben. Man scheint in Warschau auch weiterhin fest darauf zu bestehen, daß aus Gdingen ein großer europäischer Hafen werden soll. Eins scheint man in Polen allerdings zu vergessen: und das ist doch die immerhin beachtenswerte Tatsache, daß in dem Augenblick, wo Polen über einen eigenen Hafen verfügt, keinerlei Notwendigkeit mehr besteht, daß Danzig von Deutschland abgetrennt und dem polnischen Zollgebiet einverleibt bleibt. Denn Danzig wurde ja dem polnischen Zollgebiet nur deshalb zugewiesen, um Polen einen Ausfuhr- und Einfuhrhafen zu geben. In dem Augenblick, wo Gdingen diese Aufgabe übernehmen kann, gibt es keinerlei Gründe mehr, um Danzig als Freistadt und nicht als einen Teil Deutschlands weiter existieren zu lassen.

Nach dem amerikanisierten, im Bau befindlichen Gdingen in seinem halbfertigen Zustande mutet uns das prachtvolle Danzig wie eine Oase alter Kultur und reger Wirtschaft an. Jedesmal, wenn man nach Danzig kommt, freut und wundert man sich zugleich immer wieder über diese Stadt. Man fragt sich unwillkürlich, wie diese farbenfreudige, in ihrer ganzen Architektur so überaus grazile und leichtbeschwingte Stadt auf dem Boden des schwerbeweglichen östlichen Deutschland entstanden ist. Wenn man auf dem Langen Markt in Danzig steht und die alten Patrizierhäuser in ihrer farbenfrohen Pracht und ihrer vollendeten Architektur, die deutliche Anzeichen an holländische und englische Vorbilder zeigt, mit bewunderndem Blick vor sich sieht, so scheint es einem fast, als ob Danzig ein Stück europäischen Rokokos wäre, das mit einmal in den schwerblütigen und düsteren deutschen Nordosten verschlagen worden ist.

Freundlich und gastlich wurden wir in Danzig aufgenommen. Nach der Besichtigung der wundervollen Marienkirche, eines großartigen Denkmals gotischer Baukunst, wurden wir von einigen Danziger Herren zum Essen geladen, das in einer altberühmten Danziger Gaststätte serviert wurde. An dem Tage, wo wir in Danzig weilten, fanden gerade entscheidende Sitzungen des Volksrats über die Verfassungsänderung des Freistaates statt,

so daß wir keine Gelegenheit hatten, mit dem Senatspräsidenten Dr. Sahm und einigen bekannten Senatoren zusammenzukommen. Aber man hatte doch Gelegenheit, mit dem Landsmann Dr. v. Wilpert, dem Chefredakteur der größten Danziger Zeitung, der „Danziger Neuesten Nachrichten“, ein aufschlußreiches Gespräch über die jetzige Lage Danzigs zu führen und diesen und den anderen der Danziger maßgebenden Herren kennen zu lernen.

Bald nach dem Essen mußte aufgebrochen werden, um noch zeitig nach Marienburg zu kommen. Die Fahrt führte uns durch die wunderbar fruchtbare Danziger Niederung, das Flußgebiet der Weichsel. Es ist eine weitgestreckte, überaus fruchtbare Niederung, die durch große Dammbauten vor Überschwemmungen der Weichsel und Einbruch des Meeres geschützt ist. Die Danziger Niederung ist das erste Gebiet, in dem der Deutsche Orden die Grundlage für die Schaffung einer hochstehenden landwirtschaftlichen Kultur schuf. Die ersten wichtigsten Dammarbeiten und die wichtigsten Kanalisationen wurden vom Orden angelegt. Und wenn man betreffs einiger besonders wichtiger Kanäle und anderer ins Auge fallender Kulturarbeiten die Frage stellt, von wem sie ausgehen, so wird einem entweder die Antwort: der Deutsche Orden, oder: Friedrich der Große.

Dieselbe Antwort, die Schreiber dieser Zeilen vor Jahren immer wieder wurde, als bei einem Besuch in Pommerellen, das ja heute polnisch ist, die Struktur der Wirtschaft des Landes erklärt wurde. Es ist tatsächlich so, der Deutsche Ritterorden und Friedrich der Große haben in ostdeutschen Gebieten, der heutigen Grenzmark, Danzig und dem alten Ordensgebiet in Ostpreußen, wie auch in Pommerellen, das heute zu Polen gehört, Vorbildliches und Grundlegendes für die Entwicklung dieser Gebiete geschaffen.

Erst am Nachmittag trafen wir in Marienburg ein, wo uns noch liebenswürdiger Weise ermöglicht wurde, die Marienburg zu besichtigen.

Es ist nicht leicht, in Worten den überaus großen Eindruck wiederzugeben, den eine Besichtigung dieses größten Bauwerkes des Deutschen Ordens auf den Beschauer macht; jeder, der sich bei uns für die Heimatgeschichte interessiert oder der ein wirkliches Verständnis für unsere Geschichte aus eigener Anschauung gewinnen will, der sollte es nicht versäumen, seine Reise in den Westen für einen Tag resp. einen halben Tag zu unterbrechen, um die Marienburg zu besichtigen. Denn dieser

gewaltige Komplex von mächtigen Gebäuden ist ein deutliches Sinnbild der gewaltigen kolonisatorischen und kulturfördernden Tätigkeit, die der Deutsche Orden während seiner Existenz entwickelt hat. Wir vergessen allzuleicht, daß der Deutsche Orden zu seiner Zeit eine Großmacht im damaligen Europa war und daß er unendlich viel für die Kultivierung der Länder nordöstlich von der deutschen Grenze getan hat. Neben der deutschen Hanse ist es doch der Deutsche Orden gewesen, der in den Osten die Prinzipien einer für die damalige Zeit überaus modernen Staatsverwaltung hineingetragen hat. Ist doch der Deutsche Orden, wenn man von den Hansestädten absieht, der erste Staat gewesen, der eine ordentliche Rechnungsführung für seine Finanzen und eine wirklich durchgebildete und zentralisierte Verwaltung geschaffen hat. Hier in Marienburg war der Zentralsitz der militärischen und verwaltungstechnischen Organisationen des Deutschen Ordens. Hierher liefen die vielen Fäden zusammen, mit denen von der Zentrale aus das große Ordensgebiet zusammengehalten wurde. Und gerade, nachdem man durch die Danziger Niederung, dieses Gebiet, das so recht eine Schöpfung des Deutschen Ordens ist, hindurchgefahren ist, schaut man mit besonderer Ehrfurcht von den hohen Zinnen der Marienburg über die Weiten des deutschen Landes, das vom Orden erschlossen und der Kultur zugeführt wurde. Die stärksten Mauern der Marienburg sind gegen Osten gerichtet, der Verteidigung nach ist Osten die größte Aufmerksamkeit geschenkt worden. Auch heute wieder droht aus dem Osten diesem deutschen Lande Gefahr.

In einem der Säle der Marienburg ist das berühmte Gemälde aufgestellt, das Hindenburg kurz vor der Schlacht von Tannenberg darstellt, wie er auf der Nogatbrücke stehend die flüchtende Bevölkerung Ostpreußens an sich vorüberziehen läßt. Im mächtigen Bau erhebt sich hinter ihm die Marienburg, wie ein Symbol deutscher Kraft steht der Feldmarschall vor dem Strom der zurückflüchtenden, kopflosen Masse. Und er war ja der Heerführer, der die Schlacht von Tannenberg zu einem Symbol deutschen Sieges im Osten schuf und dem östlichen Drang Halt gebot.

In diesen Tagen hat Hindenburg wieder in der Marienburger Gegend geweiht. Man sieht das Bild fast vor sich, wie Hindenburg im Gebiet der Marienburg an der Weichsel stand und auf das Land jenseits dieses östlichen Schicksalsstromes blickte, auf unerlöstes deutsches Land.



Die Teilnehmer an der Pressefahrt.







MAGAZYN

MBP Słupsk Centrale



19971